

Reclams
Universum

Moderne illustrierte Woehenschrift

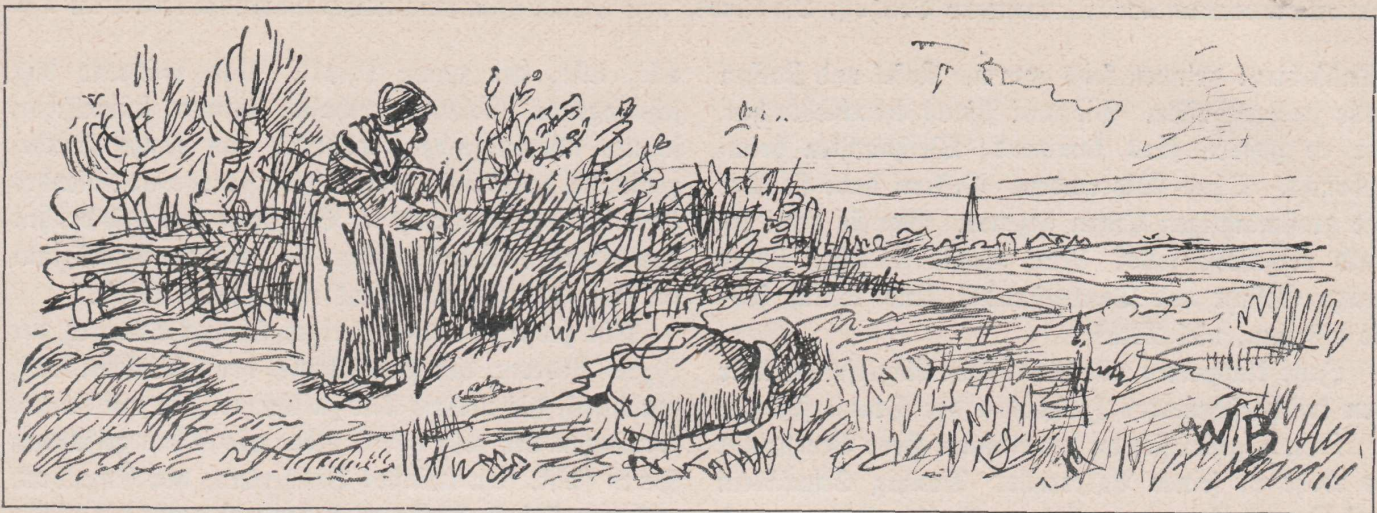
Sechszwanzigster Jahrgang

☞ ☞ Erster Halbband ☞ ☞



1910

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig



Neues vom alten Wilhelm Busch.

Von Carl W. Neumann.

Mit 15 Illustrationen aus: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß.“

Als am 9. Januar 1908 aus dem stillen Pfarrhause von Mechtshausen die Nachricht kam, der sechsundsiebzigjährige Wilhelm Busch sei gestorben, da machten gar viele ein verduhtes Gesicht. Wilhelm Busch? Man mußte sich erst mal besinnen. Richtig — sechs Jahre früher war ja durch alle Zeitungsblätter ein mächtiges Rauschen gegangen, und aus diesem Rauschen war damals die Meldung herausgeklungen, daß sich der Meister, den man schon lange für tot und begraben hielt, irgendwo in der Nähe des Harzes in einem nicht mal im Kursbuch verzeichneten Nestchen aufhalte und dort bei Verwandten im Dinkelftübchen ein beschauliches Stilleben führe. Eine Anzahl Verehrer hatten den Alten in seiner ländlichen Einsamkeit interviewt, wußten dieses und jenes von ihm zu erzählen und meldeten insbesondere das erfreuliche Faktum, daß Wilhelm Busch für die Zahl seiner Jahre noch ausnehmend frisch und lebendig sei. Was den Gefeierten aber nicht hinderte, unmittelbar nach dem Trubel des siebenzigsten Geburtstages

wieder ins Schneckenhaus seiner Wunderlichkeit zurückzukriechen und alle neu geknüpften Fäden zwischen sich und der Außenwelt wieder abzuschneiden. Als der fünfundsiebzigste Geburtstag herankam, floh er rechtzeitig nach Münster in Westfalen, freute sich dort am Erwachen des Frühlings und kehrte erst heim nach Mechtshausen, als der Glückwunschsregen sein Ende erreicht hatte. „Wer einsam ist, der hat es

gut, weil niemand da, der ihm was tut“, philosophierte er einmal in einem seiner Gedichte.

Jetzt also war Wilhelm Busch ganz authentisch gestorben. Nun konnte man demnach getrost aus dem Lebenswerk des zur Ruhe gegangenen Zeichners und Dichters die Summe ziehen, ohne befürchten zu müssen, daß der an sich Unberechenbare die Welt noch durch ein neues Werk überraschen könne. „Zu guter Letzt“ lautete der Titel einer späten Auslese seiner Gedichte, in seinem „Dank und Gruß“ vom April 1907 hatte er schon dem Fährmann von drüben still resigniert mit dem Hut in der Hand zugewinkt, und im Vorwort zur hundertsten



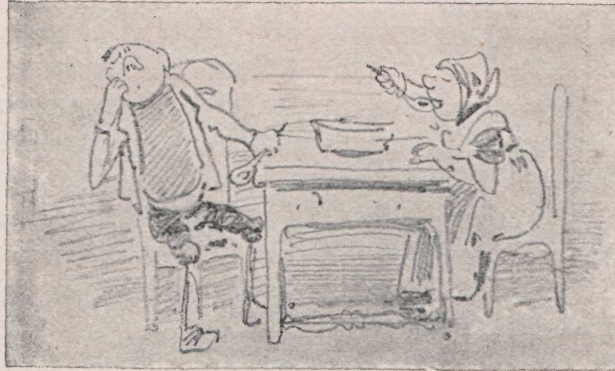
Auflage der „Frommen Helene“ hieß es mit einem prophetischen Ausblick:

„Mir selbst ist so, als müßt ich bald verreisen,
Als müßt ich endlich mal den Ort verändern
Und weiter ziehn nach unbekanntem Ländern.
Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh zur See,
Und somit, Venchen, sag ich dir Ade!“

So spricht man nicht, wenn man noch Manuskripte im Kolt und die Absicht im Kopf hat, sie herauszugeben. So konnte nur einer sprechen, der lange, bevor er dann wirklich zur See ging, sein Lebenswerk als abgeschlossen betrachtete.

Es kam aber dennoch ganz anders. Auf „Zu guter Letzt“ folgte noch ein „Hernach“, ein lustig philo-

wie sich's ziemt, der bedeutsamste Teil der sehr wertvollen Ausstellungsobjekte in würdiger Reproduktion in den Handel gekommen; zur Hauptsache in Gestalt eines voluminösen, bei Franz Hanfstaengl in München verlegten Prachtwerkes: „Wilhelm Busch. Künstlerischer Nachlaß“, das auf 60 Tafeln nicht weniger als 250 Faksimile-Kunstdrucke nach Zeichnungen und Gemälden umfaßt, zum anderen Teil in dem soeben bei Lothar Joachim in München herausgegebenen Lebensbild „Wilhelm Busch“ von Hermann, Adolf und Otto Nöldeke, den drei Neffen des Alten, die seine Eigenart in dreißigjährigem vertrauten Umgang bis in die letzten Herzensfalten



Das Zahnweh, subjektiv genommen,
Ist ohne Zweifel unwillkommen...
Raum wird der erste Stich verspürt,
Raum fühlt man das bekannte Bohren,
Das Nucken, Zucken und Numoren —
Und aus ist's mit der Weltgeschichte,
Vergessen sind die Kursberichte,
Die Steuern und das Einmaleins,
Kurz jede Form gewohnter Seins,
Die sonst real erscheint und wichtig,
Wird plötzlich weifenlos und nichtig...
Ja selbst die alte Liebe rostet —
Man weiß nicht, was die Butter kostet —
Denn einzig in der engen Höhle
Des Backenzahnes weilt die Seele,
Und unter Toben und Gesaus
Reißt der Entschluß: Er muß heraus!!
(Aus Busch, „Babuin Bählamm“.)



sophierendes Bilderbuch mit nicht minder lustigen, nachdenklichen Versen, dessen eingeseigeltes druckfertiges Manuskript der Meister seinem Neffen, dem Pastor D. Nöldeke, schon im Frühjahr 1905 mit dem Bemerkten übergeben hatte, es könne nach seinem Tode veröffentlicht werden. Und auf „Hernach“ folgten noch so viele überraschende Publikationen von Bildern und Versen, daß sich sogar die offizielle Kunstgeschichte genötigt sah, ihr Urteil über das Lebenswerk Wilhelm Buschs einmal gründlich zu revidieren.

Im Frühjahr 1908, bald nach dem Tode des Mechtshausener Einsiedlers, faßten die Inhaber einer Münchener Kunsthandlung den löblichen Plan, eine Wilhelm Busch-Ausstellung zu veranstalten. Sie forschten bei den Verwandten und Freunden des Humoristen sehr eifrig nach Werken von seiner Hand, und siehe: es kam ein so umfangreicher zeichnerischer und malerischer Nachlaß zutage, daß sich der ersten Ausstellung von mehreren hundert Nummern noch eine zweite, kaum weniger stattliche anschließen konnte. Später ist diese Gesamtausstellung dann auch auf Reisen gegangen, und neuerdings ist,



hinein zu studieren Gelegenheit hatten. Was Onkel Wilhelm an Poesie hinterlassen hat, ist abgesehen von allem anderen als „Schein und Sein“ noch erschienen, als eine Sammlung von 75 Gedichten, die sich als mindestens gleichwertig den aus „Kritik des Herzens“ und „Zu guter Letzt“ bekannten anreihen. Fürwahr: ein fast fürstlicher Nachlaß, unendlich viel reicher, als selbst die kühnste Phantasie seiner Verwandten und Freunde ihn träumen konnte.

Mit diesen drei Werken erst rundet sich uns das Porträt Onkel Wilhelms. Wer den Menschen und Grübler erkennen will, der in Bild und Wort um die Welt und um alles, was auf ihr kreucht oder fleucht, seine eigenen Gedankenfäden gesponnen, darf sich nicht mehr bescheiden bei dem, was der Meister noch selbst unters Volk gesandt hat. Er würde den Menschen und Künstler in Busch nur zur Hälfte verstehen. Gerade im „Nachlaß“ wird der künftige Biograph, der es ernst nimmt mit seiner Arbeit, am eifrigsten forschen müssen, will er die künstlerische Persönlichkeit Wilhelm Buschs seinen Lesern



in voller Plastik vor Augen führen.

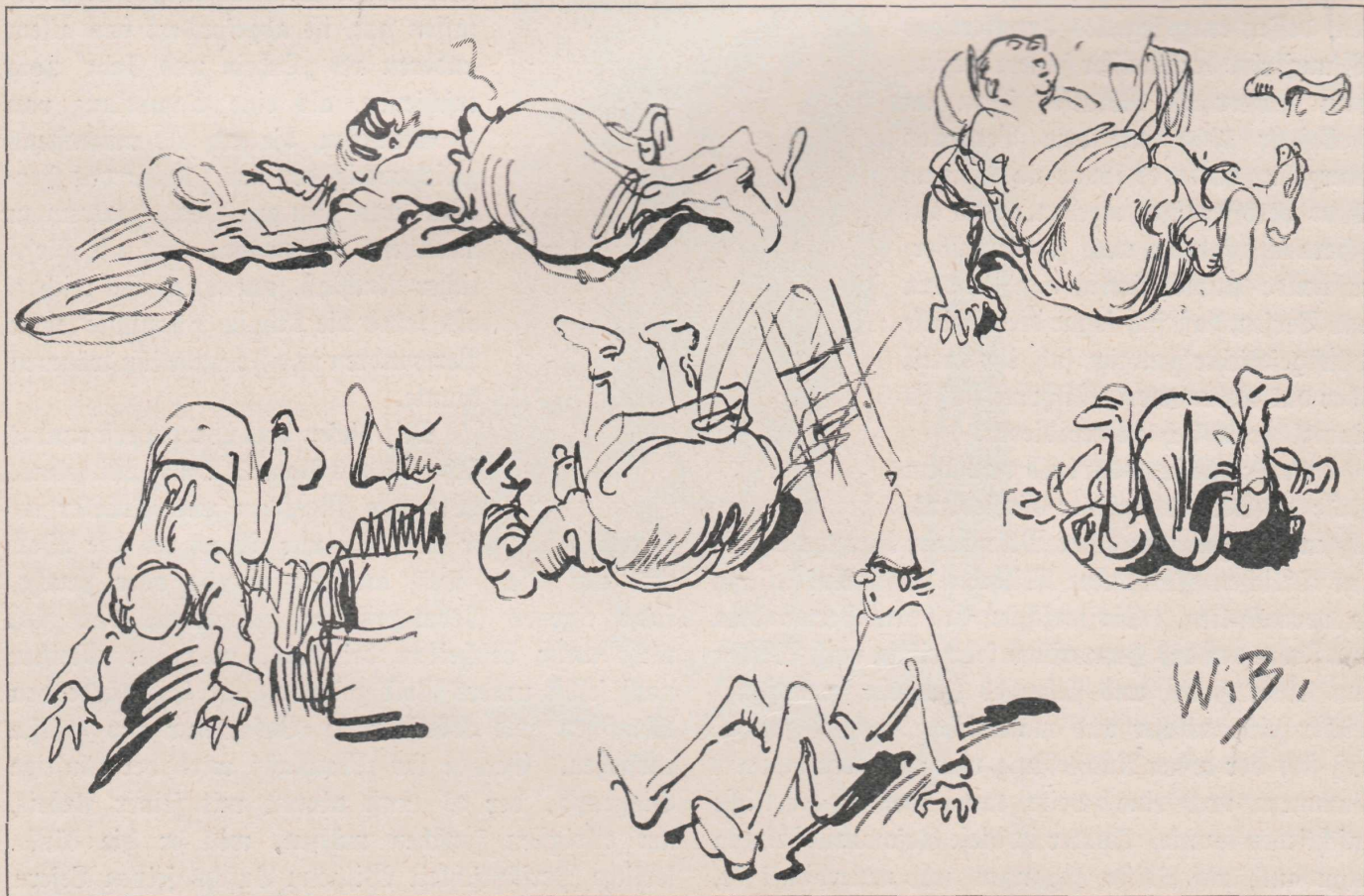
Wie oft hat im Laufe der Zeit das Bildnis des großen Freudenbringers des Lebens im Urteil der Zeitgenossen die Züge gewechselt! Lange Jahre hindurch war er nichts als ein lustiger Spaßmacher, der allerhand nette Bildchen zu zeichnen und sie mit ohrfälligen Knüttelversen zu begleiten ver-

stand. Seine amüsanten Bilderbogen und Bilder- geschichten wurden gekauft und mit Lachen genossen, zahlreiche Reime aus seinen Büchern bekamen Flügel und schwirrten von Mund zu Mund, aber schließlich war doch das Ganze zu harmlos und kindlich, als daß man ihm außer dem momentanen Unterhaltungswert noch besondere Vorzüge nachrühmen durfte. Da Busch nebenbei auch zuweilen ganz kräftig satirisch geworden, so fehlten natürlich auch nicht die Philister, die „den prüfenden Tugendblick lieber nach außen als nach innen richten“ und dem ein für allemal als Humoristen abgestempelten Dichterzeichner satirische Extravaganzen energisch verwiesen. Das Köstlichste leistete sich in dieser Beziehung vor nun bald dreißig Jahren der Schwabe Friedrich Theodor Vischer, der „Auch Einer“-Vischer, der Wilhelm Busch allen Ernstes in einem Aufsatz über die satirische Zeichnung — man höre und staune — als Pornographen ent-

larvte! Höchstwahrscheinlich sei dem alten Professor bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen, meinte der Angegriffene launig und tat damit des berühmten Ästhetikers unfreiwillig komische Ausführungen sehr fein ab. „Wer mit seinen Kunst- kindern bei Sonnenschein im Freien spazieren geht, muß eben erwarten, daß ihm allerlei neckisches Zeug um die Ohren schwirrt.“



Die Erkenntnis, daß Wilhelm Busch sehr viel mehr als ein bloßer vergnüglicher Spaßvogel sei, daß er als Dichter ein Philosoph, als Zeichner ein genialer Künstler und als Mensch bei all seinen Schrullen und Wunderlichkeiten eine prachtvoll in sich geschlossene Persönlichkeit sei, brach sich erst seit dem Ende der achtziger Jahre allmählich Bahn. Ein Hauptverdienst hat daran Eduard Daelen, dessen 1886 erschienene „lustige Streitschrift“ über Wilhelm Busch und seine Bedeutung Unzähligen mittelbar oder unmittelbar die Augen geöffnet hat. Es muß das heute mit um so stärkerem Nachdruck betont werden, als diese Streitschrift in dem erwähnten Buch der Gebrüder Möldeke unverdient etwas von oben herab kritisiert wird. Mag sein, daß dem Dufel Wilhelm sehr vieles darin nicht gepaßt hat, vor allem die unnötig scharfen persönlichen Angriffe auf



seine Gegner; dem aber konnte er sich nicht verschließen, daß die Daelensche Schrift außerordentlich viel dazu beigetragen hat, wenn von Jahr zu Jahr eine immer größere Leserschaft seine heitere Kunst durchaus ernst nahm.

Jetzt, nach dem Erscheinen des „Künstlerischen Nachlasses“ tritt die Beurteilung Wilhelm Buschs in die dritte und letzte Phase. Solange er lebte, hat er niemand, auch nicht seinen nächsten Verwandten gestattet, ihm während der Arbeit über die Schulter zu sehen. „Wenn etwas Neues im Werden war, so merkten wir das daran, daß der Onkel mehr als sonst sich zurückzog,“ erzählt Adolf Möldeke.

„Schließlich meldete dann eine Zeitung und auch Bassermann tat es der Welt kund, daß ein neuer Busch erschienen war.

So erfuhren wir's auch. Nie hat der Onkel selbst auch nur ein Wort über seine Arbeiten und seine Pläne geäußert; er hätte sich auch nicht fragen lassen, ohne den Frager gründlich heimzuschicken.“ Ist es ein Wunder, daß über die Art seines Schaffens die widersprechendsten Meinungen laut wurden? Daß Busch erst die Bilder gezeichnet und dann erst die Verse hinzugefügt hatte, weil „halt so ein bißchen Geschwätz mal dabei sein muß“, hat er selber in einer autobiographischen Skizze verkündet. Das „Wie“ der Entstehung der Bilder jedoch blieb ein Rätsel. Waren sie wirklich ritschratsch mit dem fliegenden Stift aufs Papier geworfen, fröhliche Rindervergünstiger Stunden? Oder waren sie trotz ihres prachtvoll legeren Linienschwungs das Produkt einer ernstesten und mühsamen Arbeit? Hatte der „Maler“ Busch sich mit ihnen hinwegtrösten wollen über das Defizit einer verunglückten Laufbahn, oder waren sie

umgekehrt zu verstehen als das notwendige Resultat einer temperamentvollen Malerindividualität? Auf alle diese Fragen erteilt im Verein mit dem Lebensbild der Gebrüder Möldeke der „Nachlaß“ jetzt bündige Antwort.

Wenn irgendein Künstler es gründlich und ernst nahm mit seinen sich selber gestellten Aufgaben, so war es Busch. Und wenn irgendeiner sein Leben lang eifrig bemüht war, in seiner Kunst die denkbar

höchste Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, so war es ebenfalls Wilhelm Busch. Die Dokumente seiner künstlerischen Entwicklung, die jetzt vor uns liegen, erzählen von rastloser Arbeit und ernsthaftestem Studium, von unermüdlichem Ringen nach immer besseren Ausdrucksmitteln, von dem heiligen Streben, seinem ureigenen Stil zu immer mehr gesteigerter Klarheit und Innerlichkeit zu verhelfen. Wie als Philosoph, so war Busch auch

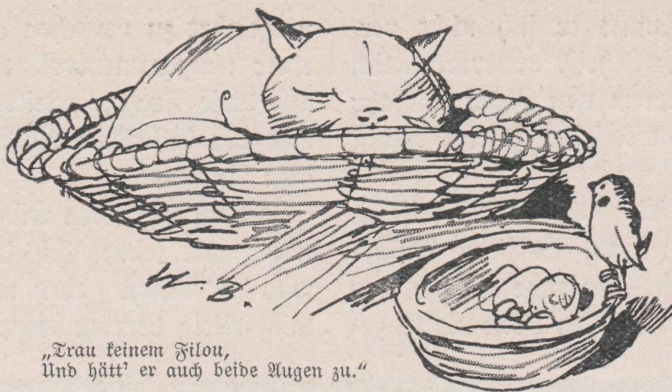


als Zeichner und Maler ein ewig Suchender. „Gewiß warf er seine Zeichnungen leicht, schnell und sicher hin,“ berichtet sein Neffe, „aber sein Papierkorb konnte gelegentlich auch Zeugnis davon ablegen, daß er dieselbe Zeichnung zwanzig-, ja dreißigmal und öfter probiert hatte, ehe sie zu seiner Zufriedenheit geriet. Mußten doch die Menschen vor allem in den verzwicktesten Verdrehungen und Verrenkungen immer dieselben bleiben. Gründliche Vorstudien waren ja in Hülle und Fülle gemacht, wie die Skizzenbücher und die vielen, vielen Einzelzeichnungen verschiedenster Art lehren. Da finden sich Beweise in Menge, wie genau Busch nicht nur den Menschen studierte, seine Anatomie, seinen Habitus, sein Mienenspiel (auch das seiner Hose), seinen Mund und anderes mehr, sondern auch

alles Getier, bald Mäuse, bald Hühner, bald Käfer, bald Schwalben, bald Hunde, bald Hasen, bald Katzen, bald Kühe seitensweise zeichnete und in allen möglichen und unmöglichen Stellungen probierte. An vielen Zeichnungen in „Herz nach“ sehen wir, wie er den Tieren gerade ihre charakte-

ristische Eigenart abgeschaut und abstudiert hat. Dann wieder zeichnete er unermüdlich den Baum nach, den Strauch, die einzelne Blume, das Kornfeld, die Flügel der Windmühle, den Waldrand, die Landschaft, und bei allem entwickelte sich seine Manier aus Nachahmung und Anlehnung an Richter oder Schwind z. B. in früherer Zeit, wo auch von ihm noch alles mit peinlichster Sorgfalt im einzelnen ausgeführt ward, zu seiner Eigenart, die immer mehr darauf den Nachdruck legte, im charakteristischen Strich mit möglichst wenig Mitteln möglichst viel zu sagen.“ Buschs unübertreffliche Fertigkeit, die Gestalten seiner Bilder auf die allereinfachsten Linien zu reduzieren, mit einem einzigen Schwung seines Stiftes den Kern der Dinge zu geben, das Wesentliche frappant zur Erscheinung zu bringen und seine alle Gesetze der Schwere verspottenden Konturwesen in ausdrucksvoller, geradezu befeelter Lebendigkeit vor uns hinzustellen — das ist es, was er in mühsamer Arbeit errungen und was ihm ein feiner Kenner seiner Eigenart mit voller Berechtigung als eine künstlerische Tat ersten Ranges nachrühmt.

Die Hinterlassenschaft Wilhelm Buschs aber gibt uns nicht bloß willkommenen Aufschluß über den Zeichner und seinen Werdegang, sie macht uns zu-



„Trau keinem Filou,
Und hätt' er auch beide Augen zu.“

gleich auch bekannt mit dem Maler und Landschaftler Wilhelm Busch, von dessen Existenz bis ans Ende seines Lebens nur die allerintimsten Verwandten und Freunde eine Ahnung hatten. Als die Gemälde im vorigen Jahre zuerst in den Münchener Ausstellungen erschienen, war das

Erstaunen ganz allgemein; nun, wo die besten der Bilder im „Künstlerischen Nachlaß“ und anderswo reproduziert worden sind, beginnt auch die „offizielle“ Kunstgeschichte bereits, sie in Rechnung zu setzen. „Es geht jetzt nicht mehr an,“ sagt der Erlanger Professor Friedrich Haack in der vor kurzem erschienenen dritten Auflage seiner vortrefflichen Geschichte der Kunst des 19. Jahrhunderts, „Wilhelm Busch nur noch als Zeichner zu betrachten. Man lernte ihn in München koloristisch und der Auffassung nach als Nachfolger alter Holländer vom Schlage der Frans Hals und Adriaen Brouwer kennen und schätzen, der dabei zugleich im Figürlichen wie in der Landschaft über eine selbständige Naturanschauung verfügte.“ Frix v. Ostini bewundert in den impressionistisch flott hingestrichenen holländischen Ansichten mit Windmühlen, roten Dächern und silbergrauen Weiden, goldenen Kornfeldern und tiefblauen Fernen die Kraft und Farbenfröhlichkeit und meint ferner, daß Wilhelm Busch in den besten seiner hell dunklen Federzeichnungen fast Rembrandt ebenbürtig erscheint.

Wie viel oder wie wenig in solchen Urteilen die allgemeine Verehrung des Meisters mit spricht, mag einstweilen dahingestellt bleiben; uns Heutigen fehlt wohl noch vorerst die nötige Distanz für eine sachlich



gerechte Würdigung der Gemälde. So viel indessen ist sicher, daß ihnen nur eine hart an die Grenze von Starrköpfigkeit streifende Wunderlichkeit ihres Schöpfers den längst verdienten Eintritt in die Öffentlichkeit zu verwehren vermochte.

Wilhelm Busch neben Frans Hals und Adriaen Brouwer! Mit Hohn- gelächter hätte man den überschüttet, der solche Parallelen vor ein paar Jahrzehnten auch nur im Scherz sich erlaubt hätte. Freilich: es konnte auch keiner dergleichen riskieren, weil Onkel Wilhelm auf seinem Schatz saß wie ein verknöchertes Geizhals auf seinen Dukaten. Nur daß er die alten Holländer schwärmerisch liebte, war allbekannt, seit er selbst sich in seinem „Was mich betrifft“ dahin ausgesprochen: „In Antwerpen sah ich (1852) zum erstenmal in meinem Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers, später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht paßt und kraßt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmern- den Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen, und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen wie manch anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus.“ Das also war es? Geduckt ist er worden! Weil er's den Großen und Größten nicht gleich tun konnte, hat er als Maler gleich völlig verzichtet und sich sein Leben lang hinter dem Stachel- zaun der Bescheiden- heit ängstlich verkrochen. Bis ihn der Tod dann hervorzog. Wohl aus- gesonnen, Pater La- mormain! Aber leider nicht eben wahrschein- lich. Ich meine, der



gute Onkel Wilhelm mußte trotz allem, wie viel er als Zeichner und Maler gekonnt hat, und nur eine Schrulle vermochte ihn dahin zu bringen, sich selbst zu verleugnen. Hat er doch auch als Zeichner mit vollem Bewußtsein jahrzehntelang kühl bis ans Herz hinan neben seinem Ruhm gestanden „wie neben einem längst verlöteten Sarge“, gewissermaßen sich selbst überdauernd. Und wußte doch, wie die Welt sich in Sehnsucht verzehrte nach einem künstlerischen Lebenszeichen vom Meister Busch. Auch daß er noch übers Psalmistenalter hinaus der Palette getreu blieb — aufs Zeichnen mußte er lange vorher schon verzichten, diemeil seine Augen nicht mehr recht mit wollten — beweist nicht gerade den Ernst des Geducktheits. Man malt nicht im Greisenalter mit einem Eifer, daß zeitweilig an allen Wänden und auf allen Tischen, auf allen Paneelen und allen Regalen derartig die Bilder sich häufen, daß schließlich wegen Platzmangels je zwei und zwei aneinander- kleben, wenn man nicht von seiner Kunst überzeugt

